



Im
Király-
Insel
Jean Mattern
Bad
Roman



Jean Mattern
Im Király-Bad

Roman

Aus dem Französischen
von Holger Fock
und Sabine Müller

Insel Verlag

Titel der Originalausgabe: *Les bains de Kiraly*

© Sabine Wespieser Éditeur, Paris 2008

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

Erste Auflage 2010

ISBN 978-3-458-17466-0

I 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Would you know my name
If I saw you in heaven?
Eric Clapton

Für Elisabeth
und für Boris
in memoriam

I

Einen Schritt vor den anderen. Nichts leichter als das. Man setzt einen Fuß auf, Ferse zuerst, rollt ab, dann wird der andere angehoben, der Wechsel erfolgt ganz von selbst, die Mechanik des Körpers läuft reibungslos. Es bedarf keiner komplizierten Steuerung des Nervensystems und keiner Willensanstrengung, um uns voranzubringen. Zum Glück: Es gibt Ziele, die man nicht gerne erreicht, und Wege, die man nicht gehen will.

Wie die hundert Meter vom Friedhofseingang bis zu Mariannes Grab, die ich nur mit dieser bewusstlosen Mechanik überwand. Mein Körper erinnerte sich an alle Bewegungsabläufe und spulte sie ab, um vorwärtszugehen, sich aufrecht zu halten. Ich nicht. Ich erinnere mich an nichts. Ich würde diesen Weg liebend gerne noch einmal gehen, und dieses Mal würde ich das Gewicht eines jeden Schrittes abwägen. Einen Schritt nach dem anderen, auf dem Kiesweg, den Blick nach vorne gerichtet. Ohne den hellbraunen Holzsarg vor mir, doch ich würde so tun, als wäre er da. Und nicht mehr meine schwarzen Schuhspitzen anstarren, um den Blicken der anderen auszuweichen. Niemand außer mir stünde am offenen Grab, ich wäre allein. Allein bei dem Versuch zu verstehen, wohin dieser Weg einen zehnjährigen Jungen führen kann.

Doch der kleine Friedhof von Proverville bei Bar-sur-

Aube liegt in weiter Ferne. Es ist ein schöner Fleck, am Ortsausgang, auf einem Hügel gelegen, mit Blick auf die Weinberge der Champagne. Wenn ich zu Fuß unterwegs bin, versuche ich immer, mir das morgendliche Licht dort vorzustellen, das die ersten Herbstnebel auflöst. Um den englischen Himmel auszublenden und so zu tun, als wäre ich von Weingärten umgeben.

Wenn es mir gelingt, werden die Straßen von London zur bloßen Kulisse. Sie gleiten an mir vorbei, eine gleicht der anderen. Dennoch durchwandere ich sie stundenlang, Tag für Tag. Auf meinen Streifzügen kann ich zum ersten Mal ermessen, wie groß die Stadt ist, in der ich seit Jahren lebe.

Um der Enge des möblierten Appartements zu entfliehen, das ich seit einigen Monaten gemietet habe, wandere ich umher. Ich biege mal nach rechts, mal nach links ab, ich ziehe große Kreise, gehe Strecken, die ich auf einem Stadtplan unmöglich nachzeichnen könnte. Ich lasse mich von der Menschenmenge, dem Strom der Fußgänger treiben. Es besteht keine Gefahr, einem bekannten Gesicht zu begegnen: Ich kenne niemanden hier, außer meiner Frau und meinem besten Freund natürlich.

Doch sie wissen nicht, wie ich meine Tage jetzt verbringe: mit Wanderungen und dem Versuch, sie zu vergessen.

Laura zu verlassen und mich bei Leo nicht mehr zu melden schien mir der einzige Ausweg aus der Sackgasse zu sein. Das war ein Irrtum. Mehr denn je bin ich mir selbst auf den Leim gegangen.

Vor einigen Tagen entdeckte ich auf dem Rückweg von einem meiner langen Fußmärsche zum ersten Mal

dieses Schild: *Beth Hamedrash Synagogue*. Sie befindet sich nur zwei Straßen von meinem neuen »Zuhause« entfernt. Falls das abgewrackte Haus in Golders Green, in dem ich mich verstecke, diesen Namen verdient. Ich weiß nicht, ob Scham oder Erschöpfung mich dazu bewegt hat, mich hier zu verkriechen, oder war es Trägheit? Ein Jahr ist das jetzt her.

Ich weiß auch nicht, was mich dazu verleitet hat, noch einmal in die kleine Seitenstraße der Golders Green High Street zurückzukehren und mich über die Zeiten der Gottesdienste zu informieren, die an der Synagoge angeschlagen sind. Ebenso wenig könnte ich angeben, wann ich den Entschluss fasste, zum Jom Kippur zurückzukommen.

Ich fastete, und es gelang mir, nicht einzuschlafen während der vielen Gebete, die ich kaum verstand. Ich glaube, ich hoffte, dass ich mich danach erleichtert fühlen würde, dass man eine Last von meinem Gewissen nehmen würde. Auf eine Art Absolution.

Ich fühlte mich einsam zwischen mehreren hundert Männern in Gebetsmänteln und dachte an eine andere Synagoge in Amsterdam, die wir gemeinsam besucht hatten. Laura wollte die berühmten *Sonnenblumen* im Van-Gogh-Museum sehen. Knapp drei Monate nach unserer Hochzeit hatten wir uns spontan zu einer Hochzeitsreise entschlossen. Eine ihrer Initiativen, gegen die ich nichts einzuwenden hatte – Laura entschied, ich folgte ihr. Amsterdam gefiel ihr, wir hatten noch ein paar Tage angehängt, und beim Betrachten des wechselhaften Himmels über den Kanälen fragte sie mich, warum es Vincent van Gogh immer um das Licht des Südens gegangen sei.

»Findest du diese Wolken nicht auch herrlich? Ein echtes Schauspiel, fliegende weiße Bärte!« Ich machte sie darauf aufmerksam, dass es sich bei der Nähe zur Nordsee schlicht um den Zustrom von Meeresluft handle. Laura ließ sich nicht entmutigen, von einer Bank im Vondelpark aus folgte sie, den Kopf in den Nacken gelegt, dem Flug der Wolken und erfand passende Geschichten dazu. Es war Februar und noch so kalt, dass ich es kaum aushielt, aber ich war glücklich. Diese Frau, für die es nichts Wichtigeres gab, als mir Geschichten von Riesen zu erzählen, die über den Himmel flogen, war ein Wunder. Mein Wunder.

Laura fand, dass alle Dinge es wert seien, ausprobiert zu werden. Jede neue Entdeckung weckte ihre Neugier. Als sie die Imbissautomaten für Krokette erblickte – die Niederländer verspeisen die warmen Fleisch- und Krabbenbällchen zu jeder Tages- oder Nachtzeit –, bekam sie einen solchen Lachkrampf, dass sie fast vom Fahrrad gefallen wäre. Nichtsdestotrotz forderte sie später von mir, ihr so eine Fleischkrokette zu besorgen. »Ich kehre doch nicht nach London zurück, ohne diese Spezialität des Landes probiert zu haben!«, meinte sie und fuhr lachend fort: »Aber ich warne dich: Wenn ich meinen Eltern erzähle, dass du mich zum Essen an einen Bonbonautomaten einlädst, lassen sie glatt unsere Ehe annullieren.«

Ich lachte mit. Hatte ich doch endlich den Wartesaal meines Lebens verlassen und war in den Zug gestiegen.

Am letzten Abend vor unserer Rückkehr nach London schlug ich ihr vor: »Wie wäre es, wenn wir noch einen Abstecker ins Rijksmuseum machten?« Einige Tage zuvor hatten wir schweigend die Gemälde van Goghs bewundert,

und Laura hatte anschließend erklärt, diese Erfahrung sei »nicht zu überbieten«. Also zogen wir Bootsausflüge und lange Fahrradtouren dem Besuch weiterer Museen vor. Dabei fuhren wir mehrmals durch die Torbögen des Rijksmuseums, und jedes Mal machte sich Laura einen Spaß daraus, wegen der Echos unter den neogotischen Gewölben die Fahrradklingel zu betätigen. »Von nun an kommen wir jedes Jahr hierher, abgemacht? Ich habe Amsterdam in mein Herz geschlossen«, sagte sie: »Eine Nation, die einen Radweg baut, der buchstäblich mitten durch ihr größtes Museum führt, finde ich toll! Kannst du dir vorstellen, auf Fahrrädern durch die Tate Gallery zu fahren? Oder unter dem Buckingham-Palast hindurch? Aber wenn der Herr jetzt noch das Museum über dem Radweg besichtigen möchte, bin ich einverstanden.«

Das war mein erster konkreter Beitrag zum Ablauf unserer Reise, abgesehen von meinem Orientierungssinn, denn für Laura war der Verlauf der Kanäle – ein wenig, als lägen vier Hufeisen leicht verschoben übereinander – ein ewiges Rätsel. Ansonsten waren die Dinge einfach für sie: Van Goghs Geringschätzung der Wolken über Amsterdam war ungerechtfertigt, und die schönste Kunstsammlung der Welt befand sich eben »über dem Radweg«. Nichts konnte ihrer guten Laune etwas anhaben, und sogar die Winterszenen von Avercamp lösten schallendes Gelächter bei ihr aus. Ihre Beobachtungsgabe schien sich immer direkt auf irgendein ungewöhnliches Detail der Gemälde zu richten, während ich mich mit der Überfülle der Bilder herumschlug. Sie machte mich schwindelig, es fiel mir schwer, den richtigen Abstand zu finden und alles

mit einem Blick zu erfassen. »Man sieht nie alles auf einmal«, sagte Laura, während ihr Blick vom Gemälde zu mir wanderte.

»Kannst du Schlittschuh laufen? Bei all den Bildern von Holländern auf Schlittschuhen bekommt man richtig Lust, es einmal auszuprobieren. Findet denn dieses Rennen auf den gefrorenen Kanälen heute noch statt? Ich würde zu gerne einmal dabei sein.«

Laura redete weiter über die Malerei des Goldenen Zeitalters und ihre Lust, Schlittschuhlaufen zu lernen, ohne zu bemerken, dass wir in einen anderen Saal gelangt waren. Hier hingen die Rembrandts. Ich hörte ihr nicht mehr zu. Das volkstümliche Getümmel war den Porträts Amsterdamer Patrizier gewichen, wir wanderten von den berühmten *Tuchmachern* mit ihrem strengen Blick zur *Nachtwache*. Laura schien auf meine Kommentare zu warten, doch ich hatte schon die majestätischen Chiaroscuro-Gemälde gesichtet und eilte zu ihnen: *Die Prophetin Anna*, die uns nicht beachtete, da sie in das große Buch vertieft war, das ihre Hand zu streicheln schien, und etwas weiter entfernt *Die Judenbraut*. Während Laura noch gerührt war von der zärtlichen Geste der Verlobten, die sich mit den Fingern berühren, und von der schützenden Hand, die der künftige Gatte seiner Braut auf das Herz legt, hatte ich schon ein großes Gemälde am Ende des Saals in den Blick genommen. Ein alter, bärtiger Mann sitzt, das Gesicht auf eine Handfläche gestützt, in hellem Licht. Zu seiner Linken ist eine brennende Stadt angedeutet, doch meine ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf seine Augen. Ich konnte mich nicht von ihnen losreißen. Mein

Gott, wie schwer der Kopf ist, wie leer seine Augen sind, Ausdruck reiner Verzweiflung, dachte ich. Dann las ich den Titel des Gemäldes: *Jeremias trauert über die Zerstörung von Jerusalem*.

Laura bemerkte meine Bestürzung. »Was ist los?« Ich versuchte, mich zusammenzunehmen und die Betroffenheit zu überspielen, die sie auf meinem Gesicht gesehen haben musste. »Nichts, es ist nichts. Findest du nicht auch, dass dieses Gemälde unglaublich ist?«

Laura nahm wortlos meine Hand, und ich war ihr dankbar für dieses Schweigen, für ihr stummes Verständnis.

»Wenn es dir nichts ausmacht, würde ich noch gerne die Portugiesische Synagoge ansehen.«

»Nur, wenn ein Radweg durchgeht«, erwiderte sie unter neuem Gelächter.

Sie stellte keine Fragen. Ich bin sicher, sie vertraute darauf, dass ich ihr irgendwann einmal erklären würde, warum mich dieses Rembrandt-Gemälde zu Tränen gerührt hatte. Ich hätte sagen können: »Weißt du, nach dem Tod meiner Schwester hatte mein Vater manchmal diesen Blick, und er stützte seinen Kopf auf dieselbe Weise auf, wenn er sich abends in seinen Sessel setzte. Oder vielmehr: wenn er in seinen Sessel sackte. Manchmal saß er stundenlang so da und schaute ins Leere. So kam es mir jedenfalls vor. Es war ein Blick, als wäre sein Leben eine zu große Last für ihn, als könnte er es nicht länger tragen.« Ich schwieg: Sie hatte meine Hand genommen, mehr brauchte es nicht, um diese Bilder aus meinem Kopf zu verjagen.

Ich legte einen Schritt zu, um die Rembrandt-Säle schnell

hinter mir zu lassen. Bei Vermeer schöpfte ich Atem. Das war mein erstes Ausweichmanöver. Der Anfang meiner Flucht.

Das Ende von Jom Kippur ist sehr schön. Hunderte von weißen Gebetsmänteln bilden ein Zelt über den Köpfen: ein singendes weißes Meer. Ich sehe die Männer noch vor mir, von ihren Sünden reingewaschen, wollen sie das neue Jahr beginnen. Freie Männer. Singende, freie Männer.

Ich wäre gerne wie sie. Ich würde gerne unter ihren Zelten weilen und ihre Gebete lernen. Ich bin nicht verrückt geworden, ich lebe allein in der Stille. Ich bin weggezogen, ohne den Menschen, die bis dahin mein Leben ausmachten, meine neue Adresse zu hinterlassen, ich habe Laura ohne ein Wort der Erklärung verlassen. Ich glaubte, nur in der Einsamkeit Schutz zu finden. Deshalb habe ich heute niemanden, mit dem ich die Schönheit von Jom Kippur teilen, niemanden, dem ich meine Alpträume oder meine Träume erzählen kann. Seit diese Leere um mich herrscht, habe ich plötzlich Lust, über die Gespräche mit meinem Onkel József oder über das Grab meines Großvaters auf dem Friedhof von Budapest zu berichten. Laura weiß nicht, wie sehr József mir fehlt. Sie kennt nicht einmal den Namen dieses zu früh verstorbenen Onkels, der anders war als alle anderen, der starb, bevor er meine Fragen beantworten konnte. Ich verbrachte oft die Ferien bei ihm, wir gingen zusammen in die Oper, er schenkte mir Bücher. Als ich auf dem Friedhof in Budapest den Grabstein fand, der mich an das Schweigen meiner Eltern über die Herkunft meiner Familie erinner-

te, konnte ich ihn nicht mehr anrufen. Laura weiß nichts davon. Sie ahnt nichts von all den Fragezeichen, die ich einfach beiseitegeschoben hatte ... Und ich hatte mir eingebildet, meine Liebe zu Laura würde genügen, um die Leerstellen einer Geschichte zu füllen, die ich mir nicht erzählen wollte.

Und ich weiß nicht einmal, wen ich um Verzeihung bitten soll.

In Amsterdam war es mir gelungen, mich hinter meinem bescheidenen Wissen zu verstecken, das Laura meine »Belesenheit« nannte. Ich konnte ihr von Rembrandt und dem historischen Umfeld erzählen, in dem er diese biblischen Motive oder die jüdischen Bürger einer Stadt malte, die damals Neu-Jerusalem genannt wurde, ich konnte Vorlesungen halten über die mystischen und politischen Strömungen des Goldenen Zeitalters oder über die Stellung der hugenottischen Flüchtlinge und der sephardischen Juden in den Niederlanden. Laura hörte meinen Monologen stets aufmerksam zu und sah mir dabei direkt in die Augen, als wollte sie mir zeigen, welche große Bedeutung sie meinen Worten beimaß. Ob sie ahnte, dass ich meine Bildung nur ausbreitete, um nicht über die Gefühle sprechen zu müssen, die mich überkommen hatten?

Vor Laura verfangen die Verführungskünste der Frauen nicht bei mir. Ich hatte in der Jugend die Spielregeln nicht gelernt. Ich war einzelgängerisch, missachtete jene sporadischen Übereinstimmungen und wechselnden Gefühlslagen, die Freundschaften ebenso wie erste Liebesbeziehungen anbahnen und sie wieder lösen. Ich hielt mich

abseits, igelte mich ein in den Stolz eines Jungen, der sich unverstanden fühlt. Und selbst nachdem ich diese grauen Jahre der Mittel- und der Oberstufe am Gymnasium hinter mich gebracht hatte, habe ich mich nie verführen lassen, weder von einer Frau noch von einem Mann. Meinen Rückstand habe ich nie aufgeholt.

Doch ihr Lachen hatte mich überwältigt. Ich war hingekommen. Verzaubert von ihrer überschäumenden Fröhlichkeit, von den Kaskaden der ungezügelter und fröhlichen Klänge aus ihrem Mund, hypnotisiert von ihren ebenfalls lachenden Augen. Lag es daran, dass sie nicht versuchten, mich zu verführen? Ihre Freude schien sich selbst zu genügen, sie schien in diesem Lachen aufzugehen, ohne sich um andere zu kümmern. Wie hätte man da unberührt bleiben können? Wer wäre bei diesem Glockenspiel nicht gerne dahingeschmolzen, darin versunken? Meine Sinne waren geweckt vom Versprechen dieses klangvollen und lauten Lachens, das meinen ganzen Körper zum Schwingen brachte. Es klang wie eine Antwort auf meine Zweifel. Als wir uns kennenlernten, beschäftigte mich immer wieder die Frage, ob zwei Menschen einander wirklich verstehen können, einer im anderen zur Ruhe kommen kann. War das möglich? Ruhe finden.

Wörterbücher füllten meine Tage aus, doch dabei verloren die Wörter ihres Sinn. Ich habe keine Muttersprache mehr, ich hatte nie eine. Die Sprache, die mir eine hätte sein können, wurde von meinen Eltern geflüstert, wenn sie sich allein glaubten. Ich hörte ihre Sprache durch die Wand zwischen unseren Zimmern, aber ich durfte sie nicht sprechen. Die Grammatik ihrer Kindheit passte nicht

in meine Kindheit. Die sollte gewöhnlich sein, eine All-welt-kindheit. Sie unterschlugen ihr Exil, um mir eine ge-wöhnliche französische Kindheit in einer gewöhnlichen Kleinstadt in der Provinz zu bieten. Ich lernte die Worte und Sätze auswendig, die es mir ermöglichten, in dieser Umgebung aufzugehen. Ich entsprach ihrem Wunsch: Ich wurde ein glänzender Schüler, besonders in Französisch, und erhielt regelmäßig Auszeichnungen. Durch mein ab-solutes Gehör und mein fotografisches Gedächtnis lernte ich schneller als andere und brauchte keine Hilfestellung von meinen Eltern. Sie sprachen ein altmodisches Fran-zösisch mit eingeschliffenen Floskeln, waren erstarrt in der Furcht, sich durch einen Grammatikfehler zu verraten. Doch diese Sprache wurde nie meine, und die einzige Grammatik, die ich beherrsche, stammt von der einzigen Regel, die mein Vater eines Tages aufstellte: »Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen.«

Ich habe Laura verlassen, weil mir diese acht Worte das Leben unmöglich machen und mir verbieten, unserem Kind ein Vater zu sein. Oder ein Ehemann für sie. Acht Worte reichen nicht aus, um zu lieben, und meine gan-zen Stilistik-Lehrbücher helfen mir nicht, mit ihr zu spre-chen.

Der Schmerz darüber, dass ich den Namen unseres Kin-des nicht weiß, schnürt mir die Kehle zu. Es hätte Besse-res verdient als mein Schweigen und meine Lügen.

Woher kommt die Hoffnung, dass diese Aufzeichnun-gen etwas daran ändern können? Von den Gebeten, die ich in Golders Green hörte? Der Freude der anderen, von der ich ausgeschlossen war? Ich weiß es nicht.

Unser Sohn ist bald sieben Monate alt, und Laura hat bestimmt schon die ersten Wintersachen für ihn gekauft. Dabei ist er ein Kind des Frühlings, des Lichts. Und ein Kind ohne Vater.

Es ist Oktober. Ich komme mit meiner Arbeit nicht voran. Werde meinem Ruf in diesem Monat nicht gerecht. Ich lausche auf den Regen, wandere umher und betrachte den Himmel. Um seine Farbe mit der Farbe zu vergleichen, die er an einem Oktobernachmittag vor zwanzig Jahren hatte. Oder vielmehr mit der Farbe, die mir davon im Gedächtnis geblieben ist; ich war etwas über zehn Jahre alt. Der Kalender setzt die Erinnerungsmaschine in Gang, ohne dass wir dagegen angehen könnten, und das Ritornell der Daten ist oft stärker als unser Wille zu vergessen. Hat mein Vater den Mai ein Leben lang gehasst? Hat auch er in seinen Kindheitserinnerungen nach etwas gesucht, einem Bild, das ihm die Farbe des Himmels, das Wetter an jenem Tag in Erinnerung hätte bringen können, an dem er seine Mutter verlor? Ich habe nie den Mut aufgebracht, ihn danach zu fragen, denn seine Mutter war im Mai 1938 gestorben, als er gerade zehn Jahre alt war, und ich war ebenfalls in einem Mai zur Welt gekommen. Daten sind grausam: Sie türmen sich übereinander, überlagern sich. Eine Generation verdrängt die andere, setzt sich an ihren Platz. Aber kann ein Sohn die Stelle einer zu früh verstorbenen Mutter einnehmen?

Wie finde ich zu dieser Großmutter, deren Andenken verblasst ist? Die wenigen Fotos, die ich von ihr besitze, offenbaren Gesichtszüge, die über Generationen diesel-

ben geblieben sind, vielleicht wird mein Sohn sie erben. Dieselben Augen, und vor allem dieselben vorspringenden Wangenknochen, auch die schmalen Lippen. »Du hast einen ernsten Mund«, sagte Laura manchmal zu mir. Sonst weiß ich nichts über sie, fast nichts. Sie muss lange Zeit krank gewesen sein, bettlägerig, bevor sie verschied. Ein knappes Jahr vor Ausbruch des zweiten Weltkriegs hatten die Arztkosten und die Kuren in serbischen Bädern die Ersparnisse meines Großvaters fast aufgezehrt. Als mein Großvater an die Front musste, war er bereits Witwer. Die strahlende Schönheit meiner Großmutter hatte ihren Tod nicht verhindern können. Auch ihr musste das Leben genommen werden, wie man es später meiner Schwester, ihrer Enkelin, genommen hat.

Ich bemühe mich oft, ihr Leben als abgeschlossene Erzählung zu betrachten. Fragmente erschrecken mich, und ich kann mich einfach nicht mit dem Gedanken abfinden, dass die beiden einfach so aus dem Leben gerissen wurden. Ich kenne auch keine Gesetze, die es mir ermöglichen würden, diese vorzeitigen Tode zu verstehen. Das Leben meiner Großmutter endete wie ein ungeordnetes Satzgefüge, eine wirre Kette von zu vielen Nebensätzen, Einschüben, Fragezeichen und Gedankenstrichen, wie ein schlecht gegliederter Satz, der im Zickzack verläuft und nirgendwo ankommt. Was konnte mein Vater von dieser Frau verstanden haben, die sich so zärtlich um ihn kümmerte, wenn ihr Gesundheitszustand es ihr erlaubte aufzustehen, die jedoch oft in ihrem Zimmer am Ende des Flurs ans Bett gefesselt war und von der man ihm sagte, sie habe »ein schwaches Herz«? Ebenso wenig gelingt es